



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

PT  
4848  
F7Z6

UC-NRLF

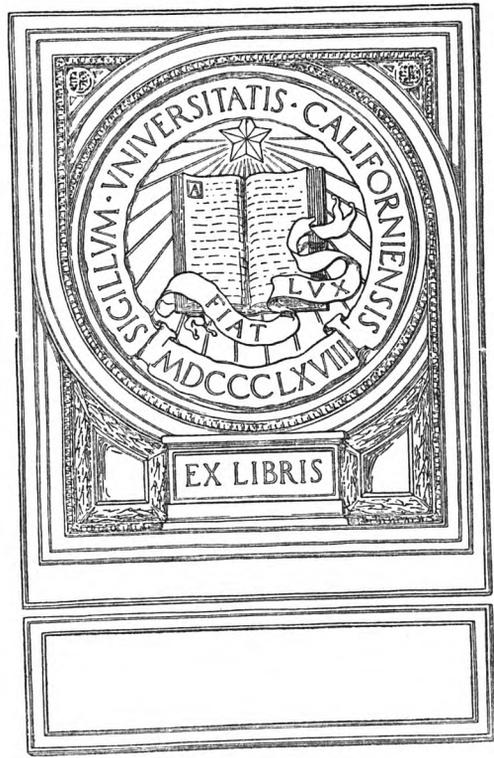


QB 160 788

Y0153752

Otto Bremer  
24. 10. 10.

·FROM·THE·LIBRARY·OF·  
·OTTO·BREMER·







Am

AM

BRITISH  
LIBRARY



Augustus Smith.

Der Heidedichter

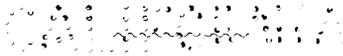
August Freudenthal.



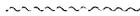
Eine litterarische Charakterskizze

von

Gustav Berderding.



Der Reinertrag ist für die „Freudenthal-Spende“ bestimmt.



Preis 50 Pfg.

---

Bremen.  
Verlag von Rühle & Schlenker.  
1899.

PT4848  
7726

PRESERVATION  
COPY ADDED  
MF5191

BREMER

TO VINDI  
ABROUJAO

82  
4  
4

Verrauscht ist die hehre Musik, verrauscht sind die weihewollen Klänge! Wie oft hat der heimgegangene Sänger, dessen Gedächtnis wir heute hier feiern, den erschütternden Tönen des Chopin'schen Trauermarsches in tiefster Ergriffenheit gelauscht!\*)

Es ist eine ernste Feier, die uns heute Abend in diesen Räumen zusammenführt. Sie gilt dem Andenken eines Mannes, der vielen von Ihnen persönlich bekannt war, der manchem unter uns ein lieber Freund, ein wackerer Gefährte, ein tapferer Mitstreiter, ein trauer Jugendgenosse gewesen ist, der mit seinem Schaffen und Wirken Jahrzehnte lang im Leben und Treiben unserer Stadt gestanden hat. Vor allem aber gilt die heutige ernste Stunde dem Dichter, der mit all seinem Fühlen und Denken unserem deutschen Nordwesten gehörte, dem Poeten, der der vielgeschmähten, verachteten Heide unendlichen Zauber erkannte und besang, wie keiner zuvor, dem Schöpfer des Liedes, das wir selbst unzählige Male gesungen, Thränen der Wehmut im Auge, wenn sie uns selber fern lag, die schöne Zeit, die selige Zeit, Freudelächeln des Glücks im Blick, wenn wir darinnen lebten, dem Sänger, dem wir freudigen Herzens den Ehrennamen „der Heidedichter“ gegeben haben — —

### August Freudenthal.

Am 6. August 1898 morgens bei der aufsteigenden Sonne hat er den Todeskampf gekämpft, und in Frieden ist er geschieden. Niemand hatte das jähe Ende geahnt.

Kurz nach dem Hinscheiden des Sängers der Heide traten einige vertraute Freunde des Heimgegangenen der Aufgabe näher, eine Gedächtnisfeier für den Entschlafenen zu veranstalten. Nicht, daß dem in den weitesten Kreisen bekannten Schriftsteller und Dichter am Sarge die Ehren gefehlt hätten! O nein! Viele sind Zeugen gewesen, wie

\*) Anmerkung: Die hier veröffentlichte Charakterstizze wurde, abgesehen von einigen kleinen Aenderungen, als Festrede gehalten bei der „Freudenthal-Gedenkfeier“ am 11. Oktober 1898 in der „Union“ zu Bremen.

am 9. August drängen auf dem Rhienberger Friedhof eine erhebende Feier für den Heimgegangenen stattgefunden, wie sein Sarg mit Zeichen der Liebe, mit Ehrenkränzen, geflochten von blühender Heide, umhüllt war. Viele haben die schönen Worte gehört oder gelesen, die der Prediger, der ihm die Leichenrede hielt, ihm in das Grab nachrief, oder von den ehrenvollen Nachrufen in der Presse vernommen.

Aber so mancher war verhindert, an der Beerdigung teilzunehmen, und so entstand der Gedanke der heutigen Feier. Sie sollte zunächst nur die näheren Freunde von August Freudenthal umfassen, aber gar bald zeigte es sich, wie gleichsam unter den Händen die Feier an Bedeutung wuchs, wie von allen Seiten sich die Teilnahme regte, wie viele sich drängten, das Gedächtnis des Heimgegangenen mitzufeiern, wie tiefe Spuren sein Wirken hinterlassen. O, wie würde der Heimgegangene, der im Grunde so Bescheidene, so Anspruchslose, sich gefreut, wie würde sich sein Antlitz verklärt haben, wenn er noch hätte ahnen können, daß man seiner in so ergreifender Weise in weiteren Kreisen gedenkt, daß die Spuren von seinen Erdentagen nicht so bald verwehen!

Mir ist der ehrenvolle Auftrag geworden, hier in dieser festlichen Stunde ein Wort über den Heidedichter zu sprechen. Ich habe mit Freudenthal selbst in den letzten Jahren frohe Stunden verlebt. Er war auch mir ein liebevoller Berater geworden, aber nicht über den Menschen, sondern über den Dichter will ich hauptsächlich reden.

„Dem Genie gehört die Welt“, sagt Paul Kemer, (Paul Kemer: Theodor Storm als norddeutscher Dichter) und er führt weiter aus: „In seiner Entfaltung wächst es über alle Schranken hinaus, die Geburt und Heimat und Erziehung der Entwicklung eines Menschen setzen. Mit seinem Wurzelgeäst ruht es tief und fest in der heimatlichen Erde, aber mit seinem Wipfel steigt es hinauf zu jener freien Höhe, wo der nationale Grenzzaun den Blicken entschwindet und der heimatlos gewordene Künstler in der Welt seine neue Heimat findet. Das Talent dagegen ist mit seiner Entwicklung und seiner Entfaltung an die Heimat gebunden, an die Scholle, auf der seine Wiege stand und wo das Kind, jener kleine Dichter in jedem Menschen, seine ersten Träume lebte. Hier allein ruht seine Kraft und

wurzelt seine Eigenart, die Grenzen seines Könnens sind die Grenzen seiner Heimat. Das vergißt heute so mancher, der über seine Heimat hinaus will und doch draußen in der Fremde zu nichts weiter gelangt als zu weifenloser Nachahmung. Selbsterkenntnis und Selbstbescheidung sind die schweren Aufgaben, die das Talent auf seinem Wege findet, und nur, wenn es diese zu erfüllen vermag, kann es auf eigenen Füßen stehen. Das Genie ist Weltdichter, das Talent ist Heimatsdichter.“

Ein Heimatsdichter war August Freudenthal; nie hat er mehr sein wollen.

In dieser Hinsicht gleicht er unserem allverehrten Marschdichter Hermann Allmers in Rechtensteth, der als ein echter, rechter Dichter der Heimat eintritt für seine wogenumrauschte, saatenprangende Marsch, der die Menschen der Berge lehrte, nicht mehr mit Verachtung auf das flache Land zu blicken, sondern ihnen die Augen öffnete und ein Land ihnen zeigte voll wunderbarer Poesie, voll herzergreifender Schönheit.

Und so auch Freudenthal. — In der Lüneburger Heide zu Fallingbostenl ist Freudenthal am 2. September 1851 geboren; hier und später in Fintel hat er seine Jugendzeit verbracht. Aus den Eindrücken jener Tage, die fest sich einprägten in das stimmungsfähige Gemüt des Knaben, ist später manche prächtige Schöpfung entstanden. Nie ist er müde geworden, seine engste Heimat, seine Heide mit ihren Hügeln, Hünensteinen, saunten Wiefengründen und einzelnen Gehölzen zu schildern. Ein Stück nordischer Natur ist es, das in Freudenthals Poesie die Sprache erhält. Als Knabe hat er mit naiven Sinnen das Bild der Heimat in sich aufgenommen, hat als Jüngling draußen in der Welt den Bildungs- und Ideenschatz seiner Zeit sich erworben, und in dem Manne grüßen wir den Heidedichter, der es hinausjubelt

Sei mir gegrüßt, du schönes Thal  
Im walddurchwebten Frühlingskleide!  
Sei mir gegrüßt viel tausendmal  
Du Paradies im Schoß der Heide!

Da sind wir mitten in der Heimat des Dichters, mitten in seiner lieben Heimatsheide. Und diese Heide war seine Heimat, war ihm über alles an das Herz gewachsen.

Noch ist die liebe Sonne nicht  
Am Himmel aufgestiegen,  
Da seh' ich schon im Morgenlicht  
Mein Heimatbüßchen liegen.

Ich grüße dich, du trauter Ort,  
Mit meinen schönsten Liedern!  
Mit tausend Freuden fort und fort  
Wirst du den Gruß erwidern.

Begrüßt mich erst der Vöglein Sang,  
Der Buchenwipfel Rauschen,  
Wie will ich selig tagelang  
Den Heimatklängen lauschen!

Drum fort mit Hut und Wanderstab,  
Hier muß ich Frieden finden!  
Das Leid, das mir die Fremde gab,  
Ich geb es preis den Winden!

Aus feinen Dichtungen lernen wir die Heide kennen,  
sei sie von Morgenbläue oder Abendsonnenglut umglänzt.  
Wem die wunderbare Poesie der Heide durch eigene An-  
schauung, durch Streifzüge in unserm Nordwesten auf-  
gegangen ist, der wird auch den unneubaren Reiz emp-  
finden, den seine stimmungsvollen Heidelieder ausüben,  
wenn er die Heide schildert im ersten Frühlingserwachen  
oder in wunderbarer Blütezeit.

Ein rosiges Meer von Blütenduft,  
Ein emsiges Leben und Weben,  
Und Vogelgezwitscher aus blauer Luft —  
Was könnt es wohl Schöneres geben!

Es ist ein schlichter, anspruchsloser, sinniger Dichter,  
der da zu uns spricht, kein Dithirambensänger, kein ge-  
schwiegelter Salonpoet, kein philosophischer Schmerzensfinner.  
Schlicht ist sein Lied! Ist nicht eines der schönsten und zu  
Herzen sprechendsten dieser Heidegedichte das wehmütige Lied  
von der weißen Heideblüte, deren Anblick nach dem Volks-  
glauben jedem Glücklichen bald Leid und Thränen bedeutet?

Es war im Sommermond August  
Auf weiter blühender Heide,  
Da herzt' ich Dich in seliger Lust,  
Da waren so glücklich wir beide.

Wir saßen am grauen Hünenstein,  
Die Falter nur die lösen,  
Die frühlich spielten im Sonnenschein,  
Sie sahen uns küssen und lösen.

Da trübten sich plötzlich die Augen Dein,  
Du wurdest blaß und erschrocken,  
Du sahst ein weißes Blümelein  
Wohl unter den roten Glocken.

Die weißen Blüten im Heidekraut  
Bedeut'n Kummer und Leiden,  
Wer sie im höchsten Glücke schaut,  
Vom Liebsten muß er scheiden!

Du weintest. Wolkenherden floh'n  
Vorüber am Himmelsbogen,  
Und unser Glück, wie halbe schon  
Für immer war's entflohen!

In überaus sinniger Weise bringt er in dem Cyklus „Aus der Heimat“ (Pfingstmorgen an der Lieth, Blütezeit und Idylle) den Charakter seines Heimatlandes, das Weben und Walten der Natur mit feinen Seelenstimmungen in Verbindung. Liebe und Natur, das sind zwei Sonnen, die seine Dichtungen durchleuchten. Er trägt sein menschliches Empfinden in die Natur hinein; sie ist ihm ein Lebendiges, und so empfängt seine Heide, ob sonnenbelächelt, ob von Stürmen durchbraust, durch die Schöpferkraft seines Gefühls tiefinnigen Stimmungszauber nimmer gekannter Schönheit.

Dann sind es wieder die Sagen der Vorzeit aus altersgrauer Zeit, dem Heute überkommen, die er poetisch gestaltet. Die Heidenschlacht, der Teufelsherd, das Kreuz bei Heidenhof erzählen davon.

Überall empfinden wir es, wie der Dichter vor allem das Freundliche, Liebliche, Idyllische seiner Heimat gesucht und gefunden, und nachdem es auf geheimen Wegen durch die Wunderwelt seines Innersten gezogen, klingt das Empfundene uns wieder im Liede. Fern von ihr lebt er doch mit all seinem Sinnen und Denken in ihr.

Hinaus auf die braune Heide  
Führt mich der Nächte Traum,  
Da steh ich, gebeugt von Leide,  
Wohl unter dem Föhrenbaum.

Aus fernen Büschen leuchten  
Seh' ich ein Fensterlein;  
Die Blicke, die thränenfeuchten,  
Sie stehlen sich hinein.

Beisammen im kleinen Zimmer  
Da sitzen zwei alte Leut'.  
Warum doch schauen sie immer  
So traurig drein wie heut'?

Die Jahre kommen und gehen; —  
Sie bleiben thränenstumm.  
D könnt ich sie lächeln sehen,  
Mein Herzblut gäb' ich drum.

Ja, er war ein rechter Heidesänger in Poesie und in Prosa. Er hat vier Bände „Heidesfahrten“ veröffentlicht, Schilderungen über die Lande zwischen Weser und Elbe, die eine Fülle von Mitteilungen über die eigenartigen Gauen enthalten. Ferner „Aus dem Calenbergerlande“, „Heid=Ekfern“, „Die Stiftskirche zu Bücken“. Er hat eine Anthologie herausgegeben „Die Heide“ — einen wahren Prachtband. Darinnen sind alle die Namen derer enthalten, die die Heide besungen. Da finden wir Storm, Zeise, Annette von Droste-Hülshoff u. v. a. Freudenthal selbst hat siebzehn Gedichte beigeuert. Dann zwei Bände Sammelwerke „Niedersachsen“. Den größten litterarischen Erfolg, ich glaube kaum fehl zu gehen, hat Freudenthal mit der Zeitschrift „Niedersachsen“ gehabt. Ich darf wohl hier einmal aus den vielen Lobes=Erhebungen über diese Zeitschrift ein Urteil heraus greifen. Hermann Löns, der nun die Leitung übernommen, sagt in seinem Nachruf über Freudenthal: „August Freudenthal ist der Erste gewesen, der den Ruf erschallen ließ: Fühlt niedersächsisch, Ihr Niedersachsen! Er hat seinen Landsleuten, den Männern und Frauen aus der plattdeutschen Ecke, zum Bewußtsein gebracht, daß es ein Vorzug ist, ein Niedersachse zu sein, er hat der Hiaserei und der Fremdtümelei mit Wort und That, mit Feder und Mund bei uns Abbruch gethan. Kirchtumspolitiker war er nie, kein engherziger Provinzler, trotz seiner welfischen Gesinnung kein bornierter Vaterlandsländlepreiser, er hat stets das Gute anerkannt, was andere deutsche Stämme in ihrer Eigenart besitzen — aber er hat das Gute, was wir Niedersachsen haben — und das ist sehr viel — uns kenntlich gemacht. Das ist sein Hauptverdienst.“

Mit seinem Bruder, dem Dichter Friedrich Freudenthal aus Fintel, gab unser Heidedichter die Zeitschrift „Niedersachsen“ heraus. Welch' ein selten prächtiges geistiges Band hat die beiden Brüder jahrelang verknüpft!

Ueber eine Nummer des Blattes schreibt Hermann Heiberg aus Schleswig einmal an unseren Dichter: „Wie schön ist wieder die letzte Nummer der Zeitschrift „Niedersachsen“; wie verdienstvoll Ihr und Ihres Herrn Bruders

Bemühen um dies Ausgraben von und Anregen zum Natürlichen, Volkstümlichen und Schönen."

Von den vielen Beiträgen, die unser Dichter für sein Blatt schrieb, bringe ich hier den einen:

Min Moderspraak.

Platt nümst se di, min Moderspraak,  
Gemeen willt se di schell'n;  
Man blot in Heide, Busch un Braak  
Laat' se tor Not die gell'n.

Wo geern doch harr'n se di verbannt,  
Doch laat jüm draun und giss'n:  
Wi von de Elm- un Wejerfant  
Könnst di noch lang nich miss'n.

Dhl ehrenfaste Sassenpraak  
Schast us nich nahmen weern!  
As Hartenspraak, as hillige Saak  
Holt wie di hoch in Ehr'n.

Die Tage seiner Kindheit, sein Elternhaus schildert Freudenthal in seinem Gedicht „Einst“. Der Dichter erzählt, wie gar oft in stillen Stunden vor seinem geistigen Auge das Bild des Häuschens steht, in dem er sich so glücklich gesehen. Es blitzen im Sonnenschein die weinumrankten Fenster, fragend schauen ihn die Blümlein an, als sollt er ihrer warten, wie er doch sonst gethan.

Er widmete sich dem Lehrerberufe, war einige Jahre im Lüneburgischen als Hauslehrer thätig, besuchte das Seminar in Stade und ging dann nach Bremen. Schwer trennte er sich von der Heimat, der lieben, doch mutige Kampfesentschlossenheit und trotziges Eintreten für sich selbst gewinnt er jetzt, da er mit den feindlichen Mächten des Lebens in Berührung kommt. Der Jüngling voll hoffnungsfrohen Mutes zerbricht die Ketten und glaubt sich frei.

Frei!

Ich warf es ab, das letzte Joch,  
Mir selber bin ich treu geblieben,  
Und nur der Traum verknüpft mich noch  
Mit meiner Heimat, meinen Lieben!

Es ward mir schwer; — nun ist's vorbei!  
Sie zogen mir zu eng die Schranke,  
Da brach ich sie, da ward ich frei,  
Frei wie im Hirne der Gedanke!

Ob auch das Herz im Busen pocht  
Mit wilden, fieberkranken Schlägen:  
Doch besser frei, als unterjocht —  
Auch dieser Sturm, er muß sich legen!

Von allen Freudenthal'schen Gedichten ist mir dieses das ergreifendste, das erschütterndste in mehrfacher Hinsicht. Ja, er wurde frei als junger Mann, er glaubte es zu sein. Aber wurde er wirklich frei? Das eine Joch warf er ab und ein schlimmeres nahm er auf sich. Er wurde Litterat, Journalist, und als solcher hat er fast 25 Jahre unter uns gearbeitet, gearbeitet unter Mühen und Sorgen. Er trug das Joch des von der Hand in den Mund lebenden armen Litteraten und Schriftstellers. Nur die wenigsten wußten die Wahrheit, wie er sein Dasein fortschleppen mußte im ewigen Kampf. Er ist aus den Nahrungsjorgen nie herausgekommen. Wer seine Fridefahrten liest, darf nicht glauben, daß er sie vollführte an frohen Schlendertagen, an denen er sich Muße nehmen konnte, um tagelang herumzuschweifen. O nein, wie im Fluge mußte er die Gauen durchstreifen; ein Pfingstsonntag, ein Himmelfahrtstag mußte ansprechen, das Amt des Journalisten rief ihn wieder zurück. Und das hat auch seine letzten Tage verdüstert: daß er ja hinaus mußte, um zu verdienen. — Wenn er in dem aufreibenden Leben und Treiben des „Tages-Journalisten“, „des Zeilenschreibers“, es zu keinem geordneten Leben brachte, wenn er, den die Natur für ein frohes Genießen geschaffen, mit einem gewissen Fatalismus sich gehen ließ, so wollen wir nicht über ihn richten nach der Art tugendstolzer Pharisäer. Er wurde müde, alt, widerstandsunfähiger. Seine näheren Freunde wußten, daß er die Lebenshöhe längst überschritten, daß er dem Ende zueilte. Und er schrieb sein letztes Gedicht.

Was ich beginne, nichts gelingt,  
Zu nichts mein armer Kopf es bringt.  
Mich überläuft ein Schauer eisig kalt:  
Ich werde alt.

Wohin der Frohsinn, der mich einst belebt?  
Nichts lockt mich mehr, was einst ich heiß erstrebt,  
Tot sind die Flammen, die nicht einst durchglüht:  
Ich werde müd. — —

Es wäre ein Irrtum, Freudenthal lediglich als einen Heidedichter im engeren Sinne zu bezeichnen, als ob er nichts anderes kenne, als den Erlesensee im Norden, die braune

Heide, die graubemoosten Hünengräber und die trillernde Heidelerche. (Vergleiche, wie auch für einige andere Stellen, einen Artikel über A. Freudenthal in den „Bremer Nachrichten“ 1888, von Dr. E. Braeutigam.) Ihm ist nichts Menschliches im Leben fremd geblieben, davon zeugen eine ganze Reihe von Schöpfungen, welche einen weiten Umfang des menschlichen Denkens und Fühlens zum Ausdruck bringen, doch ohne jenen philosophischen Trieb, der so viele Begabte unserer Zeit auszeichnet oder elend macht: die hiruwerfeinernde oder hiraufreibende Grübeleien, die in dem nie gestellten Bestreben aufgeht und nicht selten zu Grunde geht, alle die Elemente der inneren Welt, ererbt und erworbene, ober- und unterbewußte, egoistische und altruistische monistische zu vereinen, für alle eine Weltformel zu finden. Trefflich ist da sein Gedicht „Die Pessimisten“, in dem erzählt wird, wie ein Professor nach einem pathetischen Vortrage über die Wichtigkeit von Himmel und Erde vor seinen Schülern, nachher selber behaglich sein Pfeifchen schmauchen geht.

Ihn grüßen Nachtigallenlieder,  
In Purpur schimmern Thal und Höhn.  
Da spricht er lächelnd vor sich nieder:  
Fürwahr, das Leben ist doch schön.

Sinnend ob der vernommenen Worte tiefster Weisheit sind seine Schüler ihres Weges gegangen. Da klingt es plötzlich durch die Abendwinde wie Geigenklang, bei des Dorfes Linde ist Erntetanz.

Verhallt sind schnell des Meisters Lehren,  
Die Lebenslust den Sieg erringt,  
Und jeder Schüler rasch in Ehren  
Ein schmuckes Kind im Tanze schwingt.

Vergessen ist das Ziel des Strebens,  
Der Selbstverneinung letzte Spur.  
Es freut das Leben sich des Lebens  
Am warmen Busen der Natur.

Für ihn ist Glück jenes große, sonnige Glück, das man mit den Händen greifen kann, das man besitzt. Diesem Glück gilt sein „Nachtgebet“. Die Hoffnung darauf hat ihn niemals trostlos verzagen lassen; kühn hat er immer wieder den Kampf von neuem gewagt:

Und glaube nur, es wird mir doch gelingen,  
Wenn auch nach schweren, unruhvollen Stunden,  
Mein Lebensschiff in sich'ren Port zu bringen.

Dann wird auch mir des Glückes Tag erscheinen,  
Des reinsten Glückes, und wenn ich überwunden,  
Wird auch an meiner Gruft die Liebe weinen!

Und als er dies Glück sein eigen genannt, da jubelt er:

Nun bist du mein, und ich bin dein,  
Und strahlend voller Glück und Lust  
Ruht unser Kind an deiner Brust. —  
O, könnt es so auf ewig sein!

Die Zeit des Träumens ist nun vorüber. Dem Manne, der auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit stehend, für sich und die Seinen zu sorgen hat, bleiben die Schmerzen nicht erspart. Erlebnisse und Erfahrungen sind es, die seine Persönlichkeit ausweiten und sein dichterisches Können vertiefen. Er erkennt, daß die hohe Mission eines Dichters unserer Zeit nicht darin liegt, mit Blümlein und Sternlein zu spielen, zu schwärmen nur von seinen Lebensschmerzen und Liebesgeheimnissen, sondern darin, daß er teilnimmt an den Fragen der Gegenwart, an den großen Problemen der Neuzeit. Sein Blick beginnt sich auf die Geschicke seiner Mitmenschen zu richten, er will uns in seinen Dichtungen ein Spiegelbild von dem geben, was unsere Zeit bewegt, die Leiden und Freuden der Gesamtheit fangen an, in ihm durch die Sprache der Poesie zur Erscheinung zu kommen.

Wie der Subjectivismus, der nur das eigene Glück und Wehe kennt, auch bei unserem Dichter sich zu einer höheren Stufe der seelischen Entwicklung gerettet, beweisen die Gedichte „Traagödie“ und „Aus dem Kerker“. Letzteres behandelt das Schicksal einer Eingekerkerten, die da gefehlt und doch nicht anders gekonnt hat. In ergreifenden Tönen und mit deutlicher Individualisation klingt es zu uns, wie der Dichter das edelste und beste besitzt: Mitleid, herz-wärmendes Mitleid mit den Unglücklichen und Elenden, inniges Mitfühlen dem Leid der Welt gegenüber, in welcher Form es sich auch zeigt. Den Anstoß zu dem Gedicht „Aus dem Kerker“ hat ihm ein Brief der Unglücklichen gegeben.

Ich las die Zeilen; — ein zerknittert' Blatt,  
Das im Gefängnis an die teuren Lieben  
Ein unglücklich' Menschentind geschrieben,  
An sich verzweifend, elend, lebensfatt.  
Ich sah des Gatten heiße Thränen rinnen —  
Die Venzesfreude war mir rasch vergällt.  
Ich schlich hinaus in Gottes ichöne Welt,  
Um über Schuld und Sühne nachzusinnen.

Die aufreibenden Kämpfe des wechselvollen Lebens sind dem Dichter nicht erspart geblieben. Die stille Welt des Friedens, die er in so milder Beleuchtung und so weichen Farben uns vorführt, werden durch Klänge unterbrochen, die das alte Lied vom Werden und Vergehen uns zurufen. Inmitten seines Optimismus, den er sonst vertritt, läßt er die Mahnung ertönen „Vanitas“ und zwar in einem umfangreichen Gedicht, das schließt

Wie im Gewitter der Strahl des Lichts,  
kehrst du zurück in das ewige Nichts.  
Dein Dasein ist eitel, wie Nebel im Wind —  
Thöricht hochmütiges Menschentind.

Schwermütige Weisen sind es auch, die in den ersten Versen „Wer weiß“ angestimmt werden, sorgenvolle Worte, die einer dunklen Stimmung entstammen, die aber gerade deswegen recht eindringlich auf uns wirken. Aus dem ewigen Wechsel im Leben der Natur klingt ihm die Frage entgegen: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Und es geht sein Blick zurück in die Zeit, da er, als des Küsters jüngstes Enkelkind, die Glocke läutete, wenn der Totenzug sich nahte. Dem Sarg voraus schreitet der Großvater; ernst klingt von seinen Lippen der Grabgesang, während seiner Schüler Stimmen klingen wie eitel Sonnenschein. Was wissen aber auch Kinder von dem Grauen des Todes, von dem endlichen Lose allen Werdens? Erst dem Manne, der einen eigenen Herd sein eigen nennt, dem rastlose Thätigkeit die Jahre wie Tage dahinfließen lassen, dem kommt die bange Frage, ob aus Werden und Vergehen ein Pfad uns aufwärts führt zum Wiedersehn. Und glücklich preist nun unser Dichter den, der getrost der öden Nacht voll Grauen kann ins Antlitz schauen. Dies Gedicht ist eine der wertvollsten Perlen unter den vielen dichterischen Schätzen Freudenthals.

Eine Anzahl Balladen und die den biblischen Stoff behandelnde dramatische Bearbeitung „Die Sünderin“ beweisen, daß unser Dichter die Form seiner Kunst in seltener Weise beherrscht. Es ist eine bekannte Wahrheit, daß besonders die Reime Aufschluß geben über das sprachliche Talent der Poeten. So sagt Schopenhauer: „Das Zeichen, woran man am unmittelbarsten den echten Dichter, sowohl höherer als niederer Gattung erkennt, ist die Ungezwungenheit seiner Reime; sie haben sich wie durch göttliche Schickung

von selbst eingefunden; seine Gedanken kommen ihm schon in Reimen.“

Durchweg finden wir in seinen Dichtungen den Optimismus — einen wahrhaft verruchten Optimismus — würde Schopenhauer schelten. Und wahrlich, diese Lebensfreudigkeit ist ihm nicht kampflos geworden. Hart war sein Leben, wie das eines Jeden, der den Stolz hat, seinen eigenen Weg zu gehen. Niedertracht und Dummheit der Menge, Unverstand selbst aus dem Kreise der Besseren haben ihn schwer getroffen, wie jeden anderen Strebenden. Weltzuekel, Reue und Menschenhaß haben auch ihn grimmig angegriffen; dennoch hat er nimmermehr verzweifelt. Er singt in seinem Liede „Trost“

Ob in des Lebens wildem Drange  
Die letzte Stütze mir zerschellt;  
Mir wird nicht weh, mir ist nicht bange:  
Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Mein weites Reich ist der Gedanke,  
Mein Scepter ist die Phantasie;  
Ob Erdenjammer mich umranke,  
Doch macht er mich zum Sklaven nie.

Er hat sich mit dem Glauben an sich selbst den Glauben an die Welt kämpfend erhalten. „Nur in der Weltflucht, in der Biißer-Akese können wir, so meinte Schopenhauer, den Willen zum Leben verneinen und zum Nirvana-Glück gelangen.“ Was Franz Oppenheimer von Liliencron (Detlev von Liliencron. Aesthetische Studie von Franz Oppenheimer) sagt, gilt auch für unseren Dichter: „Freudenthal beweist durch sein Leben, daß es noch einen anderen Weg giebt. Auch wer mitten im Wirbel der Welt bewußt, kühn und fröhlich seine Edelweißkränze von der Steilschlucht des Todes pflückt, auch der verneint „den Willen zum Leben“ und erringt sich sein Glück.“ Täglich hat der Mensch seine ganzen Kräfte einsetzen müssen im Ringen um die Existenz, die Sorgen und Qualen des alltäglichen Lebens haben den Menschen schwer gedrückt, dennoch ist der Dichter geblieben, der eine innere Welt der Freude sein eigen nannte und aus dieser Welt uns vieles gab, wie:

Hüpft ein Böglein, singt mir zu:  
Freude, holde Freude.  
Singt sein Vieblein laut und leis  
Auf dem jungen Birkenreis,  
Und in Blüten rot und weiß  
Steht die braune Heide.

Fliegt ein Bienenlein, singt mir zu:  
Freude, holde Freude.  
Hohes Fest und süßes Mahl,  
Honigblüten ohne Zahl,  
Duft im warmen Sonnenstrahl  
Auf der braunen Heide.

Sein ganzes Streben war das Streben nach dem  
Licht. Sein „Letzter Wunsch“ lautet:

Wenn einst mein müdes Leben  
Sich still zu Ende neigt,  
Laßt friedlich es entschweben,  
Macht ihm das Scheiden leicht.

Spart mir die Qual, zu enden  
In dumpfer Kissenruft;  
Laßt friedlich mich vollenden  
In freier Himmelsluft.

Noch einmal dann umschließen  
Laßt mich, die ich geliebt,  
Das letzte Glück genießen,  
Das es hienieden giebt!

Zur Sonne will ich heben  
Den Blick zum letzten Mal,  
Dem Licht zurück zu geben  
Des Augenlichtes Strahl.

Im Äther dann entschwinde  
Des Obens letzte Spur,  
Daß deinen Frieden finde  
Dein Kind, o Allnatur!

Und schwand dahin das Leben,  
Verschart die Hülle nicht,  
War doch ihr bestes Streben  
Das Streben nach dem Licht.

Mag, wer da will, vermodern  
In schlammberggrabener Truh:  
In heiliger Flamme lodern  
Führt mich dem Äther zu.

Freudenthal ist ein Lyriker. Seine dramatischen Arbeiten, die verschiedenen Lustspiele haben wenig Erfolg gehabt. Sein litterarisches Charakterbild ist lichtvoll und klar. Der Dichter führt uns nicht zu sinnverwirrenden Rätseln, zu unergründlichen Problemen. Schlicht, einfach, aber wahr, innig, sinnig ist sein Wesen. „Schlicht ist sein Lied“, wie Löns sagt, „aber von jener Schlichtheit, wie das Volkslied, und darum hat sein Sang auch so viele erfreut, hat da gewirkt, wo er wirken soll, beim Volke. Ja, ein wahres Volkslied ist es geworden, sein „O schöne Lied, o selige Lied“. Jung und Alt wird die Götzsche Composition — und hohe Anteilnahme an dem Ruhm des Liedes gebührt dem Componisten C. Göze — immer und immer wieder singen: die Jungen freudig, daß die als vorüber, verrauscht geglaubte schöne, selige Zeit doch wieder blühen wird, und die Alten wehmütig. Ihnen wird die Weise immerdar sein, wie verklärte Erinnerung aus den Tagen der frohen, sorglosen Jugend; ihnen wird sie das Bild einer sonnigen, sonnigen Zeit im Geiste erwecken, daß Freudenthränen im Auge erglänzen, in neuer und doch alter Liebe die Hände sich finden und leise, leise sie singen, ja schluchzen

O schöne Lied, o selige Lied,  
Wo liggst du feern, wo liggst du wied.

Jahrhunderte werden dahingehen. Dichter, die unsere Zeit für groß und ewig hält, werden längst vergessen sein. Wie „Annchen von Tharau“ den Namen eines Simon Dach, wie „Ein getreues Herz zu wissen, hat des höchsten Schazes Preis“ den Namen eines Paul Flemming, so wird dies eine Lied den Namen Freudenthal im Herzen des Volkes bewahren.



U.C. BERKELEY LIBRARIES 153753



8003009336

M90256 PT 4848

F776

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

